

Fragen an Avital Ben-Chorin

Erfahrungsberichte unserer Volontäre und Ersatzdienstleistenden, aber auch die Vorstellung von jüdischen Menschen, die uns als Wegbegleiter unserer Arbeit in Israel besonders nahe stehen, sollen künftig an dieser Stelle im Wechsel erscheinen. Diesmal kommt Avital Ben-Chorin zu Wort, mit der wir in enger Verbindung stehen und die unsere Arbeit von Anfang an begleitet. Sie war nicht nur bei diesem Interview für unsere beiden Volontärinnen in Haifa, Helga Eichenberg und Claudia Ketterer, und unsere Mitarbeiterin Olga Unruh ein überaus interessanter Gesprächspartner.



Avital Ben-Chorin

Wann/wo sind Sie geboren?

Geboren bin ich 1923 in Eisenach. Wenn Leute nichts mit diesem Ort anzufangen wissen und meinen, es wäre irgendein Kaff, dann sage ich, dass außer mir noch Johann Sebastian Bach hier geboren wurde – dann werde ich aufgewertet. Eisenach, die Wartburgstadt – deutscher geht es kaum noch.

Erzählen Sie doch ein wenig darüber, wie Sie aufgewachsen sind!

Als Einzelkind hatte ich eine sehr behütete Kindheit im Hause meiner lieben Eltern und zum Teil im Hause meines geliebten Großvaters, der ein sehr beliebter Arzt in Eisenach war. Dort wohnte auch eine dichtende Schwester meines Vaters, die ebenfalls an meiner Erziehung teilnahm. Es war eine schöne Kindheit, und zwar bis zu meinem 10. Lebensjahr – das Jahr, in dem Hitler an die Macht kam.

Bis dahin hatte ich sehr wenig Ahnung vom Judentum. Man trat nicht aus dem Judentum aus; aber es hatte keine Inhalte mehr in meiner Familie. Meine Eltern meinten, dass es reiche, wenn ich mich erst ab meinem 10. Lebensjahr damit beschäftigen würde. Ich ging in den jüdischen Religionsunterricht und hatte einen ziemlich schlechten Lehrer, wobei ich noch Nachhilfe bei ihm bekam, weil mein Hebräisch nicht so gut war wie das der anderen. Er gab mir auch interessante Bücher über die jüdische Geschichte zu lesen. Diese Thematik hat mich enorm interessiert und ich begann, in die

Synagoge zu gehen. Außerdem wurde ich auch in einen jüdischen Pfadfinderbund geworben, der zionistisch ausgerichtet war. Das war für mich die richtige Antwort in dieser Zeit. Die anderen sind in die Hitlerjugend gegangen. Mir wurde mit meinen 10 Jahren ganz klar, dass Religion und Volk im Judentum zusammen gehören. Wir sind ein Rudiment aus früherer Zeit. Bei Amos hieß es „Jedes Volk wird von seinem Gott geführt“, was so viel heißt wie, dass jede Volksgruppe ihre eigenen Götter hatte. Mich hat das gewundert, dass das viele Erwachsenen nicht verstanden haben. Sie waren entweder religiös oder zionistisch. Meinen Eltern brachte ich den Zionismus und das religiöse Judentum nach Hause, was sie in dieser Form noch nicht kannten. So begannen wir z. B. Chanukka zu feiern.



Avital und ihre Eltern

Wie erlebten Sie den aufkommenden Nationalsozialismus?

Wir wurden alle mit dieser schlimmen Zeit konfrontiert. Ich fühlte mich absolut deutsch und hatte jüdische und nicht-jüdische Freunde. Und dann plötzlich war ich wie eine Aussätzige. Die Judenverfolgung begann schon am 1. April 1933, das war der erste Boykotttag. Gerade in Eisenach wurde er besonders hässlich begangen, mit einem Umzug und schrecklichen Liedern. Dieser Tag war ausgerechnet der Geburtstag meiner lieben Mutter. Der Schock war schlimm und für ein Kind sicher noch stärker.

Kam es auch vor, dass Ihnen nahe stehende Personen plötzlich gegen Sie waren?

Ja, das habe ich auch erlebt. Ich hatte eine Freundin, die aus einfachen Verhältnissen kam. Wir haben oft zusammen im Garten meines Großvaters mit meinen Puppen gespielt.

Später hatten wir einen Lehrer, der die Klasse gegen uns Juden aufgehetzt hat und sie war eine von denjenigen, die uns jüdische Mädchen ganz besonders hässlich behandelt hat. Das konnte ich ihr einfach nicht verzeihen, weil sie nur Gutes bei mir erfahren hatte. Und plötzlich war sie gegen mich. Vielleicht hatte sie das Gefühl, bei ihr zu Hause sei es nicht so schön wie bei mir. Ich habe sie das nie spüren lassen.

Andere, denen ich nicht so nahe stand, haben sich bewährt, aber die Majorität war schlimm. Wenn die Leute heute sagen, sie hätten das nicht gewusst, dann ist das einfach nicht wahr. Man hat von allen Lautsprechern die Hitlerreden hören können und der Stürmer war überall angeschlagen. Was sie möglicherweise nicht wussten ist, dass es Vernichtungslager gab. Das hat man geheim gehalten. Aber dass Juden deportiert wurden, das wusste man.

Welche Freundschaften haben sich bewährt?

Es gab zwei Schülerinnen in der Klasse, die zu den anderen gesagt haben „Das ist aber nicht schön, was ihr gemacht habt“, aber das waren gar nicht so nahe Freundinnen. Dann war da noch eine Freundin, außerhalb der Klasse, die mit einem jüdischen Mädchen und mir noch aus der Volksschule befreundet war. Sie meinte, dass sie weiter unsere Freundin bleiben wolle.

Hat sich die Freundin, die Sie verraten hat, je entschuldigt?

Nein. Sie schrieb mir zwar, aber sie tat, als wäre da nichts Schlimmes geschehen.

Wie ging es für Sie weiter nach diesem ersten Boykott? Wurde Ihre Familie dadurch nicht sehr aufgerüttelt?

Ich bin weiter zur Schule gegangen. In der siebten Klasse dann hatte ich den schlimmen Lehrer. Sein Name war Hartmann – und wie sein Name war auch sein Wesen: Er war ein harter Mann und ein Obernazi. Er hat die Klasse gegen uns aufgehetzt und meine Freundin und mich sozusagen „in

ein Ghetto“ in die letzte Bankreihe gesetzt.

Da meine Eltern inzwischen die zionistische Zeitung „Jüdische Rundschau“ lasen, erfuhren sie eines Tages von der Jugendalija, durch die es auch für Kinder möglich war, nach Palästina zu kommen. Mit Hilfe von Zertifikaten von der Mandatsregierung konnten einige Kinder dort einreisen. Mein Vater fragte mich, ob ich mitgehen wolle. Ich sagte ja. Damals entschied ich mich für ein religiöses Heim und kam zur Vorbereitung nach Berlin. Wir waren dort in einem ehemaligen Flüchtlingsheim, in einer damals trostlosen Umgebung – der Auguststraße, untergebracht. Ich hatte furchtbares Heimweh, war ja nur knapp 13 Jahre alt. Als ich von dort zurückkam, sagte ich, dass ich das nicht schaffen würde. Mein Mut hatte mich verlassen. Aber meine Eltern wollten mich retten und aus dem Land bringen. Da erhielten wir die Nachricht, dass ich die Prüfung geschafft hatte. Dann



Unterwegs nach Palästina (1936)

kamen auch noch Liebesbriefe von einem Jungen, mit dem ich mich dort angefreundet hatte. Den Ausschlag zum Gehen gab schließlich die Option, weiter bei dem Lehrer Hartmann sein zu müssen. Er hat es böse gemeint, aber er hat mir das Leben gerettet. Meine jüdische Freundin sagte mir: „Wenn du die Möglichkeit hast, dann geh, ich werde alles probieren, um auch hier herauszukommen.“

Meine Eltern hatten inzwischen den Haushalt aufgelöst. Sie wollten nach Ulm ziehen und später nachkommen. Besonders schwer fand ich es, als meine Mutter, eine Pianistin, den Flügel verkaufen musste. Ich habe geweint – meine Mutter nicht!

Wie ging es Ihnen, als Sie in Palästina ankamen?

Wir trafen in der Haifa-Bucht ein, die war damals eine einzige Sandwüste. Aber das Heim Ahava besaß schöne neue gelbe Häuser. Für mich war es nun leichter, denn von hier aus gab es keinen Weg zurück. Zudem waren



Abschied von Deutschland

wir alle in der gleichen Situation. Und schon das Licht tat so gut. Es war wirklich ein Neubeginn. Erstaunlicherweise haben es die meisten von uns ganz gut gepackt. Im Heim habe ich mich wohlfühlt, nicht so sehr in der Schule. Die wussten gar nicht, wie man mit Neueinwanderern umgeht, die kein Hebräisch konnten. Wir wurden z. T. in niedrigere Klassen gesetzt, aber wir haben doch gut Hebräisch gelernt.

Ich war zwei Jahre in der Schule und danach in der sog. Jugendalija, wo man je einen halben Tag gelernt und gearbeitet hat. Aber das Problem war, dass wir keinen formalen Schulabschluss bekamen.

In der Ahava hatte ich einen Lehrer, Moses Calvary, der unter anderem in Bubers Zeitschrift „Der Jude“ publizierte. Er war ein umfassend gebildeter Mann: Gymnasiallehrer, bewandert in den klassischen Sprachen und in Kunst- und Literaturgeschichte, außerdem hatte er auch großes jüdisches Wissen. Er hat sich meiner besonders angenommen und wurde so etwas wie mein geistiger Vater.

Die Leiterin des Heims hatte die Idee gehabt, das Berliner Heim hier im Land wieder zu errichten. Sie hieß Beate Berger, eine sehr gestrenge Frau, die doch ein liebevolles Heim aufbaute. Ein Großteil der Erzieher und Lehrer waren Neueinwanderer aus Deutschland. Ich bin heute noch befreundet mit einer Erzieherin, die jetzt in Jerusalem in einem Heim wohnt.

Ich habe dann noch lange Zeit Kontakt mit der Wirtschaftsleiterin, Hanni Ullmann, gehabt. Sie gründete später ein neues Heim in Kirjath Gat, wo auch Volontäre arbeiteten und ich kümmerte mich ein wenig um deren Betreuung.

Was passierte mit Ihrer Familie?

Meine Eltern kamen 1937 nach Israel, um mich zu besuchen. Aber damals ist kein Mensch auf illegale Weise geblieben. Sie waren deutsche Juden, die das Gesetz geachtet haben und dachten, sie bekämen noch ein Zertifikat. Mein Vater übernahm das Palästinaamt in Stuttgart, wo er die wenigen Zertifikate, die es noch gab, an besonders dringende Fälle verteilte. Doch dann ist der Krieg ausgebrochen und es war zu spät. Meine Eltern und mein Großvater sind leider nicht mehr herausgekommen. Als nach dem Krieg keine Nachricht kam, war das die Nachricht!

Ich hatte eine liebe Tante in Deutschland, keine Jüdin. Sie hat trotz der Judenverfolgung den Namen Oppenheim beibehalten, ein sehr jüdischer Name. Wir haben uns während des Krieges sog. Rote-Kreuz-Briefe geschrieben: einmal im Monat, 25 Worte. Sie hatte noch Kontakt zu meinen Eltern in Theresienstadt. Ich habe auch die letzte Karte von meinem Vater vom Oktober 1944: „Wir müssen verreisen.“ Da wussten wir, wohin es ging.

Wann haben Sie angefangen, wieder Brücken mit Deutschland zu bauen?

Lange Zeit konnte man sich gar nicht vorstellen, je wieder deutschen Boden zu betreten. Es kamen aber bewährte Deutsche nach Israel, wie z. B. der Prälat Herrmann Maas aus Heidelberg, der Juden gerettet hat und dem Judentum sehr verbunden war. Auch Gertrud Luckner von katholischer Seite ist nach dem Krieg ins Land gekommen. Nach diesen ersten Boten kamen auch Einladungen nach Deutschland. 1954 war das für meinen Mann noch undenkbar. Erst 1956 fuhren wir zusammen nach



Schalom und Avital Ben-Chorin

Deutschland, ich hauptsächlich um meine deutsche Tante wiederzusehen. Aber dieses erste Mal war schon sehr schlimm.

Dann reisten die ersten Jugendlichen nach Israel. Schon 1961 kam Aktion Sühnezeichen ins Land. Im Jahr 1963 wurde mein Mann auf einer Vortragsreise gebeten, ob er Jugendgruppen organisieren und nach Deutschland bringen könnte. Seine Antwort war: „Wenn meine Frau mir hilft.“ Und ich habe geholfen und die ersten organisierten Reisen von israelischen Jugendlichen nach Deutschland gebracht. Später hatten wir viele Kontakte mit Jugendgruppen und auch Austauschstudenten. Das hat sowohl mir als auch meinem Mann Freude gemacht. Das ist bis heute so geblieben.

Martin Buber sagte einmal: „Die Jugend ist die ewige Glückschance der Menschheit.“

Welche Verbindung haben Sie direkt zu DIENSTE IN ISRAEL / HAGOSHRIM als Organisation?

HAGOSHRIM kenne ich nun viele Jahre. Ich finde es wunderbar, wie sie arbeiten. Ich glaube, Sie machen das alles sehr richtig.

Ich war sehr gerne mit auf der großen 30-Jahresfeier in Hannover dabei. Dort haben wir gemeinsam Schabbat gefeiert, das war sehr schön. Es fällt mir auch sehr viel leichter mit Ihnen zu beten, als es mit vielen anderen Christen der Fall ist. Ich war damals in einem Ihrer Gottesdienste dabei. Der Pastor wusste, dass wir dabei sind und hat diesen Gottesdienst so schön gestaltet, dass wir sehr gut mitgehen konnten. **Wir wollen das Gemeinsame betonen, ohne die Grenzen zu verwischen, die es ja tatsächlich gibt.**

Gerade bei Ihnen ist es einerseits die Liebe zu Israel; man merkt aber auch, wie stark die Arbeit vom Glauben motiviert wird. Das vermisse ich zum Teil bei andern Organisationen, die ursprünglich auch so ihren Dienst hier begonnen haben.

Wie sah für Sie der Kontakt mit HAGOSHRIM über die Jahre aus?

Bei HAGOSHRIM sehe ich einen sehr geradlinigen Pfad. In den letzten Jahren ist der Kontakt stärker geworden. Das hängt natürlich auch von den jeweiligen Leitern der Organisation ab. Die Verbindung zu Jugendgruppen finde ich immer besonders wichtig. Das sehe ich auch als meine Aufgabe, denn hier kann ich etwas tun. Jeder sollte da im Leben sich einsetzen, wo er gefragt ist.

Hat die Arbeit von Organisationen wie HAGOSHRIM Ihrer Meinung nach nur symbolischen Charakter oder besitzt sie einen tatsächlichen, praktischen Wert?



Avital und Volontäre

Ich denke, dass da schon etwas entsteht. Wie Buber gesagt hat, dass nach all den Jahren der „Vergegnung“ nun wieder eine „Begegnung“ möglich ist. Das sehe ich als eine wichtige Form der Wiedergutmachung. Das heißt, dass man etwas wieder gut macht, was sehr, sehr schlecht war. **Noch immer sind die Wunden, die geschlagen wurden, nicht verheilt.** Die Generation Ihrer Eltern ist ja schon nicht mehr schuldig geworden, aber die Jugend trägt die Verantwortung, nicht nur in Deutschland, auch bei uns und überall. Ich denke, dass das sehr wichtig ist, gerade weil man sich durch Herkunft, Sprache und Kindheitserlebnisse ähnlich ist.

Was könnte aus deutscher Sicht noch getan werden, um die Kontakte zu intensivieren?

Meinem lieben Mann lag ja sehr viel am christlich-jüdischen Dialog und er wurde ein Wegbereiter dieser Verständigung. So ergab sich natürlich auch ein deutsch-israelischer Dialog. Bei Ihnen ist das Christliche noch wichtiger als bei anderen Organisationen, so dass sowohl das deutsch-israelische als auch das christlich-jüdische Gespräch zum tragen kommt. **Ich führe das Werk meines Mannes fort, weil es mir ein Anliegen ist.**

Ihre Aufgabe als Volontäre in Israel ist es, Zeugnis von dem abzulegen, was hier im Land passiert. Heute ist das sehr wichtig, wenn man bedenkt, wie ungerecht man in Europa Israel gegenübertritt. Früher war da eine viel größere Begeisterung für Israel, gerade nach dem Sechstagekrieg. Das

hat umgeschlagen, z. B. heißt es immer in den Nachrichten Palästina, als gäbe es kein Israel mehr! **Für uns war das auch mal Palästina, aber da stand es ja noch unter britischem Mandat. Wir Einwanderer wurden alle Palästinenser. Es ist unsinnig, nur von Palästina zu reden. Das ist eine Sprachregelung, die sehr gefährlich ist.** Genauso ist das mit den eroberten Gebieten. Der Begriff ist falsch. Dieser Landstrich wurde ursprünglich von Jordanien erobert und ist ihnen im Sechstagekrieg verloren gegangen. Das passiert im Krieg, besonders wenn man angreift! Jetzt heißt es in Deutschland, die „armen Palästinenser“, denen man ihr Land weggenommen hat! Auf unserem Haus steht ein Spruch aus Jesaja 44: „Der zu Jerusalem spricht: ‚Ich werde es wieder erbauen‘ und zu den Städten Judäas ‚Sie sollen bewohnt werden‘.“ Und jetzt gelten wir als aggressive Siedler hier. Sie als Deutsche können da in Ihrem Land erzählen, wie es wirklich ist!

Das steht schon alles in der Bibel. **Wir erleben und haben erlebt, wie sich die prophetischen Worte an uns erfüllt haben.** Ich empfinde das schon sehr stark. In der Bibel steht im 30. Kapitel von Deuteronomium: „Kehret zu mir zurück, und ich werde euch zurückkehren lassen in das Land eurer Väter.“ Irgendeinen Anspruch haben wir ja vielleicht doch hier! Es geht immer wieder um unsere pure Existenz. Während der Belagerung im Befreiungskrieg 1948 haben Graphiker auf der Rückseite von alten Plakaten Bibelsprüche aufgemalt. Ich habe da noch ein Bild mit der Bibelstelle Sacharja 12,3 an der Wand hängen: „Und siehe, ich mache Jerusalem zu einem Laststein/ einer Taumelschale für alle Völker. Alle, die ihn wegheben, werden sich daran wundreißen.“ Und als 1967 in der Nacht die Wände gewackelt haben, meinte mein Mann: „Wenn morgen früh das Bild noch da hängt, dann ist alles in Ordnung.“ Und es hing noch da!

Auch jetzt erkennt man in Europa die Gefahr nur sehr langsam. Einige werden wach, weil sich die Terrororganisationen auch dort breit machen. Wir Juden kriegen das alles immer zuerst ab. Das war auch in der Nazizeit so. **Sie als Deutsche müssen aus diesen Dingen lernen.** Thomas Mann hat 1939 eine Sammlung von Aufsätzen herausgegeben: „Achtung Europa“ Ich sage das heute auch. Sie haben die Aufgabe, die Dinge so darzustellen, wie wir sie hier erleben. **Wo gibt es noch ein Volk, das so um seine Existenz kämpfen muss!**

Zum Schluss noch ein paar persönliche Fragen. Wann und wie haben sie Ihren Mann kennen gelernt?

Ich kam nach Jerusalem aus freier Wahl. Vorher habe ich woanders gearbeitet, wollte aber am liebsten in Jerusalem wohnen. Ich wurde im Lehrerseminar angenommen und lernte damals jemanden kennen, der mir erzählte, dass Martin Buber eine Vorlesung über Judentum und Christentum halten würde. Und dann gingen wir gemeinsam dort hin und ich habe gleich am ersten Abend meinen lieben Mann kennen gelernt. Der Kurs fand jeden Samstagabend statt. Beim zweiten Mal gingen wir auch zusammen spazieren und unterhielten uns über mehrere Themen, die uns beide interessierten. Das eine war ja die Beziehung zwischen Judentum und Christentum. Das zweite Thema war, dass wir eine Erneuerung des Glaubens suchten, eine echte Reform des Judentums. Wir hatten ähnliche Vorstellungen und Denkweisen. **Diese beiden Themen wurden die Themen unseres Lebens.**

Schalom hat mir dann erzählt, dass er leider in Scheidung lebt. Mein Mann wollte sich eigentlich nicht trennen, aber seine erste Frau brauchte ihre Freiheit. Sie war eine Künstlerin. Ich habe dann immer mehr die Betreuung des Kindes übernommen und wir haben auch sehr bald geheiratet – hier in diesem Arbeitszimmer.

Ich war damals 20½. Schaloms ehemalige Frau, Gabriella, und ich hatten ein sehr gutes Verhältnis, wir haben sozusagen die Kinder gemeinsam erzogen ... Den Sohn und die Tochter, die uns später geboren wurde.

Ihr Mann hat ja auch viele Gedichte geschrieben. Können Sie etwas zu der Entstehung des berühmten Liedes vom Mandelzweig erzählen?

Das ist das Gedicht, das von ihm sehr bekannt geworden ist, obwohl er noch viel mehr geschrieben hat. Mein Mann hat es 1942 gedichtet. Ihm gegenüber blühte ein Mandelbaum im Nachbargarten. Das war zurzeit des Krieges, also als alles sehr traurig war. „Tausende zerstampft der Krieg ...“ Der blühende Zweig war wie ein Symbol für die Hoffnung. Und dann geschah etwas Schlimmes: Der Mandelzweig, der immer wieder blühte, verschwand, weil da neue Nachbarn einzogen und der Baum einer Toreinfahrt weichen sollte. Ich habe dann schnell einen Baum bei uns gepflanzt. **Und eines Tages kam dann ein Zweig des alten Baumes durch den Asphalt wieder zum Vorschein und hat lange Zeit als Bäumchen wieder geblüht!**

Martin Luther King sagte einmal: „I have a dream.“ Wie sieht Ihr Traum aus?

Also ich kann nicht sagen, dass ich einen anderen Traum habe, als ihn die Propheten hatten. Der Traum war schon immer: Frieden für dieses Land und die ganze Erde.

Aber ich wünsche mir auch, dass das Judentum ganz anders gelebt wird und inhaltsreicher, als es im Moment geschieht. Ich habe mich ja sehr engagiert in der Bewegung, die mein Mann in Israel gegründet hat. Er hat einmal

1. Freunde, dass der Mandelzweig wieder blüht und treibt, ist das nicht ein Fingerzeig, dass die Liebe bleibt?
2. Dass das Leben nicht verging, so viel Blut auch schreit, achtet dieses nicht gering in der trübsten Zeit.
3. Tausende zerstampft der Krieg, eine Welt vergeht. Doch des Lebens Blütensieg leicht im Winde weht.
4. Freunde, dass der Mandelzweig sich in Blüten wiegt, bleibe uns ein Fingerzeig, wie das Leben siegt.

Schalom Ben-Chorin (1942)



ein Buch geschrieben: „Jenseits von Orthodoxie und Liberalismus“ – daran halte ich mich auch.

Was mir wirklich vorschwebt, das ist mein persönlicher Traum, dass hier diese Bewegung stärker wird, auch inhaltlich mehr zum Tragen kommt. Bisher ist diese Bewegung zwar da und ist auch größer geworden – wir haben auch eine ganze Reihe von Gemeinden mit einer freundlichen und warmen Atmosphäre –, aber es reicht mir nicht. Ich möchte da eigentlich mehr; **es soll eine Reformierung der Herzen geben und da können wir auch von den Christen lernen.** Wir müssen dazu kommen, dass es eine viel größere Bewegung wird, dass eine neue Konfrontation des Glaubens stattfindet und nicht nur eine äußere Form. Es ist schon sehr viel, was sich im Bereich der Gleichberechtigung

zwischen Mann und Frau getan hat, dass Männer und Frauen miteinander beten können und Frauen ordiniert werden. Aber das ist nur äußerlich. Es soll noch breitere Schichten erfassen, so dass wir Antworten finden für all diejenigen, die weder so freidenkerisch sind noch zu den Orthodoxen gehören. Dazwischen gibt es eine Menge Menschen, die nicht erfasst werden und die es noch nicht verstanden haben, dass wir ihre Sprecher sind. Mein Traum ist es, dass hier etwas entsteht, dass ein Judentum entsteht, das der Zeit zugewandt ist und den Menschen unserer Zeit eine Antwort gibt – sie dürfen auch zweifeln, denn Zweifel gehört zum Glauben, **es gibt keinen echten Glauben ohne Zweifel.** Wie in dem Buch Hiob, wo die Frömmler eins auf den Kopf bekommen. **Das finde ich so herrlich, denn die haben auf alles eine Antwort.**

Mir ist wichtig, dass wir wirklich einen neuen Weg, eine Antwort finden. Erst dann wird die Rückkehr in dieses Land eine echte Rückkehr sein. Wobei diese Rückkehr in das Land und die Glaubensrückkehr zusammenkommen, wie ich es in Deuteronomium gerade neu entdeckt habe. Auch in Hosea 6 lesen wir: „Kehre um bis zu Gott.“ Diese Rückkehr ist mit einer echten Umkehr zu verbinden. Stellt sich nur die Frage: „Waren wir denn schon mal da?“ Wie der Verlorene Sohn zum Vater zurückkehrt ..., der war ja schon vorher beim Vater.

Es geht mir vielmehr um die Inhalte des Judentums und nicht so sehr um die äußere Form, wie es so stark in der Orthodoxie betont wird: Was man anzieht und was man isst und wie man es isst. Darauf kommt es doch gar nicht an.

Es war sehr schön, dass Sie uns einen Einblick in Ihr Leben gegeben haben. Vielen Dank für das Interview!

Und ich danke Ihnen für Ihren Einsatz und Ihren liebevollen Dienst an den Menschen in Israel.



Avital Ben-Chorin, Claudia Ketterer, Olga Unruh, Helga Eichenberg (v. l. n. r.)